

Kein Geld ist vorteilhafter angewandt als das [...]

Autor(en): **Schopenhauer, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **50 (1967)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kein Geld ist vorteilhafter angewandt als das, um welches wir uns haben prellen lassen; denn wir haben dafür unmittelbar Klugheit eingehandelt.

Arthur Schopenhauer

eingestellt, und alles andere bleibt ausser Betracht. Das Denken kann man mitteilen, das Gefühl nicht. Ein Gefühl kann man nicht in Worte kleiden, nicht wägen, nicht vergleichen, nicht erklären. Es lebt allein in der Brust dessen, der es empfindet. Es gehört ihm allein.

Ich sage nicht, dass wir freidenkenden Menschen nicht auch eines Gefühls, welcher Art auch immer, fähig wären. Wir sind es, wie ich schon eingangs sagte, durchaus. Aber wir wissen, welcher Platz ihm zukommt, wir stehen gewissermassen ausser uns selbst und freuen uns an diesem Gefühl oder wehren ihm.

Wie Zuschauer in einer Komödie beobachten wir das Leben um uns herum, und wir sind ehrlich genug, zuzugeben, dass unser eigenes Leben den gleichen Massstäben unterliegt wie das der anderen, dass wir für uns gar nichts Besonderes in Anspruch nehmen können. Nur: Wir sehen es eben, wir denken darüber nach, wir sehen die Zusammenhänge, und einzig das ist der Unterschied, den wir gerechterweise zwischen uns und den anderen machen können und machen dürfen.

Das ist aber auch der Unterschied, der zwischen einer Tragödie und einer Komödie auf dem Theater besteht. Die Tragödie wird bestimmt von grossen, leidenschaftlichen Gefühlen, in die sich die Figuren blind verstricken. Jeder sieht nur sich, und auch im anderen, im Partner, im Gegenspieler, sieht er nur den Spiegel seiner selbst. Der Dichter schlingt aus all diesen herrlichen, törichten Leidenschaften den Knoten der Tragödie, der, gleich dem Gordischen Knoten, den Alexander der Grosse einst mit einem Schwerthieb zerschnitt, nur durch einen starken dramatischen Effekt gelöst werden kann. Mit vernünftigen Ueberlegungen darf man als Zuschauer einer Tragödie nicht nahekommen. Sie lebt aus dem Glanz ihrer Illusion, und der hält vernünftigen Ueberlegungen nicht stand. Vernünftige Ueberlegungen sind selten eines Dichters Sache, und das Theater gar lebt von

den Illusionen, auch dort, wo es der Einsicht, der vernünftigen Ueberlegung, der Selbstironie mehr Platz lässt – in der Komödie.

Auch hier werden Knoten geschürzt, aber mit leichter Hand. Nichts wird schwer genommen. Die Figuren haben alle mehr oder weniger die Fähigkeit, Unannehmlichkeiten, die ihnen widerfahren, gewissermassen ausserhalb ihrer selbst zu betrachten und ihnen mit Ueberlegenheit oder Ergebenheit, jedenfalls aber nicht mit Selbstmitleid, zu begegnen. Und am Ende werden die leichtgeschürzten Knoten ebenso leicht wieder gelöst. Es gibt keine dramatischen Endlösungen, nur Selbsterkenntnis und eine lächelnde Anerkennung der menschlichen Gegebenheiten: C'est la vie – so ist das Leben. Man muss es wissen, und man darf nicht traurig sein darüber, denn man kann mit dem Kopf eben nicht durch die Wand!

Es ist eigentlich keine Frage der Vernunft, sondern eine Frage der Reife oder Unreife. Die Tragödie setzt die Unreife voraus, das Nichtfertigwerden mit den Tatsachen. Der tragische Schluss, der Tragödie eigen, beruht auf der mangelnden Fähigkeit der Charaktere, mit Geduld und Ueberlegenheit eine vernünftige Lösung zu suchen. Letztlich zeigen die Helden aller Tragödien Unsicherheit, Verkrampfungen und Komplexe, die aus ihrer inneren Unreife resultieren. Man kann also wirklich sagen, die Tragödie zeige den Menschen in einer früheren Stufe seiner Entwicklung, während die Komödie einen höheren Reifegrad darstellt. Sie geht von den Menschen aus, die überlegen und selbstkritisch sind und reif genug, um zu wissen, dass Gewaltlösungen für denkende und fühlende Menschen unwürdige Lösungen sind, und dass es auch andere, bessere Möglichkeiten zur Vermeidung oder Lösung von Konflikten des Zusammenlebens in der menschlichen Gesellschaft gibt.

Wer nur fühlt und nicht die wohlthätige Quelle klaren, überlegenen Nachdenkens in sich erschliesst, für den ist das Leben, nicht nur das seine, sondern das Leben überhaupt, eine heisse Qual, eine schlimme Sache. Er wird von seinen Impulsen, seinen Gefühlen und seinen Stimmungen beherrscht und lebt nur aus ihnen und für sie. Sie tragen ihn auf höchste Höhen und stürzen ihn in höllische

Tiefen. Er hat gar keine Zeit zur Besinnung, und er hat auch kein Organ dazu. Das heisst, er hätte es schon, aber er benutzt es nicht, er will es auch gar nicht benutzen. Er vermisst womöglich gar nichts. Er lebt in dieser Welt des leidenschaftlichen Entweder-Oder, der spontanen, extremen Gefühlsbewegungen. Ihm stellt sich das Leben wahrlich als eine Tragödie dar, und er steht nicht an, sich als den Helden des Stückes zu bemitleiden und zu bewundern.

Wer aber denken gelernt hat, der sieht tiefer, der verliert sich nicht an seine Gefühle. Er weiss, dass das Leben immer weitergeht – im Gegensatz zu dem Drama auf der Bühne, wo nach der gewaltsamen Lösung der Verstrickung der Vorhang fällt! Eine Spur von Selbstironie, die mit der Selbsterkenntnis einhergeht, verhindert ihn daran, sich irgendwie als Helden zu fühlen. Ihm stellt sich das Leben wirklich als eine Art von Komödie dar, der Vernunft gerade noch zugänglich, der Beobachtung und des Mitspielens wert – ein Spiegel, der nichts verbirgt, aber auch nichts verzerrt und nichts beschönigt.

Wir wollen mit dieser Betrachtung nichts bagatellisieren. Wir alle haben wohl auf mancherlei Weise erfahren, wieviel Leid und Not es auf der Welt gibt. Zu allen Zeiten, solange Menschen auf der Erde leben, hat es für sie mehr Kummer und Bedrängnis als Freude und Glück gegeben. Schon ganz am Anfang, so lehrt die Menschheitsgeschichte, waren es nicht nur die Naturgewalten, die die Menschen vor zunächst unlösbar scheinende Schwierigkeiten stellten, nicht nur Katastrophen und andere äussere Einflüsse, mit denen sie sich auseinandersetzen hatten. Nein, das bitterste Leid fügten sie sich gegenseitig zu durch Hass und Neid, durch Sturheit und Unvernunft. Die lateinische Bezeichnung, die die Forschung dem Lebewesen Mensch gegeben hat, lautet homo sapiens: Der weise Mensch. Sie schien wohl zu keiner Zeit richtig zu ihm zu passen. Zu viele Charakterzüge verhinderten den Menschen, weise zu sein. Viel eher denkt man in diesem Zusammenhang an das andere lateinische Wort über den Menschen: homo homini lupus: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Aber neben all dem, was die Menschen immer wieder dazu bringt, sich